



**University of
Zurich**^{UZH}

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
University Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 2024

**Was bleibt vom "roten" Menschen? Ein Porträt über die belarussische
Nobelpreisträgerin Svetlana Aleksievič**

Bickhardt, Philine

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich
ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-260858>
Newspaper Article
Published Version

Originally published at:

Bickhardt, Philine. Was bleibt vom "roten" Menschen? Ein Porträt über die belarussische Nobelpreisträgerin Svetlana Aleksievič. In: Was bleibt vom "roten" Menschen? Ein Porträt über die belarussische Nobelpreisträgerin Svetlana Aleksievič., 3 Mai 2024, online.

Was bleibt vom «roten Menschen»?

Sie machte Frauen und Kinder im Krieg zu Heldinnen der Geschichte. Nun will sie wissen, wie es den einfachen Menschen unter Putins imperialen Ambitionen geht. Ein Besuch bei der belarussischen Nobelpreisträgerin Swetlana Alexijewitsch in ihrem Exil in Berlin.

Von Philine Bickhardt, 03.05.2024



«Wissen Sie, in letzter Zeit ist es sehr schwer, die richtigen Worte zu finden, sie riechen alle nach Butscha»: Swetlana Alexijewitsch. Paula Winkler

Die Altbauwohnung mit hohen Decken und Stuck ist bescheiden eingerichtet. Man merkt schnell: Hier lebt jemand auf Zeit. Nur wenige Bilder schmücken die Wände; in Reih und Glied aufgestellt sind die Schuhe im Flur – als würden sie darauf warten, bald wieder woanders getragen zu werden. Im Wohnzimmer stehen sich im Abstand von zwei bis drei Metern helle Ledersessel gegenüber. Gleich einer psychotherapeutischen Gesprächssituation, einladend und doch distanziert.

Swetlana Alexijewitsch lebt seit bald vier Jahren im Westen Berlins im Exil. 2020 wurde in ihrem Heimatland Belarus die Protestbewegung gegen den Diktator Alexander Lukaschenko niedergeschlagen. Alexijewitsch, die 2015 für ihr Werk mit dem Literaturnobelpreis ausgezeichnet wurde, empfing damals hochrangigen Besuch von europäischen Botschafterinnen und Botschaftern in ihrer Wohnung in Minsk, es kursierten öffentlichkeitswirksame Bilder zu ihrem Schutz.

Dennoch musste sie das Land verlassen – sie ist eines der wenigen Mitglieder im Koordinierungsrat der ausserparlamentarischen Opposition, die nicht verhaftet wurden und denen die Flucht geglückt ist. Von vielen anderen, etwa der belarussischen Bürgerrechtlerin Maria Kalesnikava und dem Politiker Wiktar Babaryka, gibt es seit mehr als einem Jahr kein Lebenszeichen mehr. Zuletzt starb der belarussische Offizier Aljaksandr Kulinich in Haft, ihm sollte wegen angeblicher Präsidentenbeleidigung der Prozess gemacht werden.

Sie selbst habe im Oppositionsrat keine grosse Rolle spielen können, erzählt Swetlana Alexijewitsch. Gleich zu Beginn der Proteste wurde sie vom belarussischen Geheimdienst KGB zum Verhör vorgeladen. Heute steht sie im Kontakt mit anderen Figuren des belarussischen Widerstands im westlichen Ausland, etwa mit Swetlana Tichanowskaja, der mutmasslich rechtmässigen Präsidentin, die am 9. August 2020 die manipulierten Wahlen wahrscheinlich gewonnen hätte. Und mit dem ehemaligen Kultusminister und Politiker Pawel Latuschka.

«Die Worte riechen nach Butscha»

Swetlana Alexijewitsch findet klare Worte: Ein unabhängiges Belarus sei nur mit einer von russischer Besatzung befreiten Ukraine möglich.

Zuletzt unterschrieb sie im März dieses Jahres gemeinsam mit 41 weiteren Nobelpreisträgerinnen und Nobelpreisträgern einen offenen Brief gegen Putins Regime. «Wissen Sie», sagt sie beim Gespräch mit der Republik in Berlin, «in letzter Zeit ist es sehr schwer, die richtigen Worte zu finden, sie riechen alle nach Butscha. Es ist einfach unmöglich, etwas zu finden, das dem, was passiert, entspricht.»

Trotz dieses Gefühls der Ohnmacht und Hilflosigkeit müsse etwas getan werden. «Es gibt Menschen in Russland, die gegen den Krieg sind, es gibt Menschen, die für den Krieg sind – und es gibt eine Grauzone mit Menschen, die nicht wissen, wofür sie sind. Wir müssen um diese Grauzone kämpfen.» Nicht nur in Russland oder Belarus, auch in Deutschland und in anderen Ländern. «Seltsamerweise hat Putin viele Gleichgesinnte, und das ist das Beängstigende.»

Der Tod von Alexei Nawalny in der russischen Strafkolonie ist für sie eine weitere Eskalation. Obwohl davon auszugehen war, der für Putin gefährlichste Oppositionspolitiker würde früher oder später eliminiert werden, wollte es doch niemand wahrhaben. Nawalnys Tod hinterlässt die bittere

Einsicht: Russland entwickelt sich zunehmend von einem autoritären zu einem totalitären System.

Swetlana Alexijewitsch sagt, als sie vor einem Jahr gewarnt habe, Russland sei auf dem Weg zum Faschismus, hätten ihr selbst ihre russischen Freunde und Gleichgesinnten widersprochen: «Nein, das ist zu gross, das ist noch kein Faschismus, das ist eine autoritäre starke Macht.» Heute hingegen werde Russlands Handeln zunehmend als faschistisch qualifiziert. «Es ist so: Was heute in Russland geschieht, ähnelt stark dem, was 1937 mit dem Grossen Terror in der Sowjetunion und hier in Europa unter Hitler vor sich ging.»

Die Worte der Nobelpreisträgerin bringen eine Dringlichkeit zum Ausdruck: Sie warnt vor der realen Gefahr, die von Russlands aggressiver Politik für die Sicherheit und den Frieden auf dem ganzen europäischen Kontinent ausgeht.

Der «rote Mensch» im 21. Jahrhundert

«Die Geschichte des belarussischen Volkes ist eine tragische. Alles beginnt mit Iwan dem Schrecklichen, der ganze Dörfer und Städte in Belarus niedermetzelte», sagt Alexijewitsch.

Wir sitzen im Wohnzimmer und sprechen über die Unterdrückung der belarussischen Sprache im russischen Imperium seit dem 18. Jahrhundert, über die Nacht der ermordeten Dichter 1937, als zahlreiche jüdische Intellektuelle und Schriftsteller umgebracht wurden, über Repressionen unter Stalin.

Ihr letztes und bekanntestes Buch «Secondhand-Zeit» erschien 2013 und damit genau ein Jahr bevor Russland die Krim annektierte. Im Original trägt es den Untertitel «Das Ende des roten Menschen». Doch mit dem Maidan, mit der Krim-Annexion 2014 und der nun offensichtlich angestrebten flächendeckenden Invasion der Russischen Föderation seit 2022 habe sich gezeigt, dass dieser «rote Mensch» nicht gestorben sei. Deswegen wolle sie ein neues Buch über den wieder zum Leben erwachten «roten Menschen» schreiben, erzählt Alexijewitsch.

Die letzten Jahre hatte sie an zwei Büchern über die Liebe und das Alter gearbeitet, doch die Manuskripte sind in Minsk in ihrer Wohnung geblieben. Sich diese bringen lassen kann sie nicht, es wäre hochgefährlich für die Person, die sie damit beauftragen würde. Man drohe ihr, die Wohnung zu beschlagnahmen. Andere wie die im Exil lebende frühere Präsidentschaftskandidatin Swetlana Tichanowskaja seien bereits enteignet worden, erinnert sich Alexijewitsch.

Die Autorin bedauert aber noch etwas weit Wichtigeres: Es sei schwer, als Schriftstellerin über die eigenen Menschen zu schreiben, wenn man nicht zu Hause sei. «Du musst sie jeden Tag auf der Strasse hören können, wie sie sprechen, welche neuen Worte sie verwenden, worüber sie nachdenken ...»

Dass der «rote Mensch» seit 2014 verschiedene Wege geht, dass also Menschen sich von diesem Konzept lossagen, dessen ist sich Alexijewitsch bewusst. Die Ukraine will nicht mehr zu dieser gemeinsamen Geschichte unter russischer Dominanz gehören, sie will sich vom «Homo sovieticus» verabschieden. Der Diskurs über die angeblich geschichtlich gewachsene Einheit der ostslawischen Länder unter der Hegemonie des Russischen ist das Kernstück von Putins imperialer Ideologie, das stellt Alexijewitsch nicht infrage.

Trotzdem will sie beim Ausgangspunkt einer im 20. Jahrhundert geteilten Geschichte und dem Begriff des «roten Menschen» bleiben: «Genau darum soll es gehen: Was ist aus diesem «roten Menschen» geworden? Gibt es ihn noch, und wenn ja, wie? Wer will es nicht mehr sein und lehnt es ab? Und wer, umgekehrt, baut darauf auf?»

Sie rede mit allen, betont sie, auch mit den Lukaschenko-Anhängern. «Als Schriftstellerin muss ich alle Facetten sehen.»

Die eigene Stimme finden

Das Interesse für das gesprochene Wort geht auf die journalistischen Anfänge der Autorin zurück. Nach dem Abschluss eines Journalismusstudiums in Minsk arbeitete sie ab 1973 bei verschiedenen sowjetischen Zeitungen. In einer davon, in der Zeitschrift des belarussischen sowjetischen Schriftstellerverbands «Njoman», lernte sie den belarussischen Schriftsteller und ihren zukünftigen Mentor Ales Adamowitsch kennen. Auf dessen Empfehlung sowie auf Empfehlung der namhaften belarussischen Autoren Janka Bryl, Vasil Bykaŭ und Vasil Vitka wurde sie 1983 in den Schriftstellerverband der UdSSR aufgenommen.

Zu dieser Zeit bahnte sich bereits eine Öffnung an, die mit Gorbatschows Politik von Glasnost und Perestroika ab 1985 Eingang in die Geschichte fand. Alexijewitsch fand Fürsprecherinnen für ihr Schreiben, zugleich ähnelt die politische Zensur der Situation, in der sie sich heute befindet.

Sie musste schon damals grosse politische Hürden nehmen: In den 1980er-Jahren wurden ihre Manuskripte teilweise zensiert und beschlagnahmt; ausserdem wurde ihr erstes Buch über sowjetische Soldatinnen an der Front im Zweiten Weltkrieg mit dem Titel «Der Krieg hat kein weibliches Gesicht» (1985) zwei Jahre lang nicht zum Druck zugelassen. Im zeitgleich erschienenen Buch «Die letzten Zeugen» berichten Kinder von ihrem Leben während des Krieges als Geflohene, als Zwangsarbeiter in von Hitlerdeutschland besetzten Gebieten, als Evakuierte in zentralasiatischen sowjetischen Republiken.

In diesen beiden Büchern gilt das Interesse der Autorin den emotionalen Aspekten der Ereignisse. Als sie begonnen habe, über den Krieg zu schreiben, habe man ihr gesagt: «Sweta, es wurden schon so viele Bücher über den Krieg geschrieben. Was kannst du dem denn hinzufügen?»

Doch als die Bücher erschienen, wurden sie gelesen. Swetlana Alexijewitsch erzählte den Krieg neu als Geschichte von unten. Im Zentrum standen erstmals diejenigen, die die Heldenerzählungen des sozialistischen Realismus vernachlässigt hatten: Frauen und Kinder, deren Ängste und Gefühlswelt. Da berichtet eine Frau von der Front, dass für sie das Schlimmste am Krieg nicht der nahende Tod war, sondern die Tatsache, dass sie in männlichen Unterhosen kämpfen musste. Da erzählen Kinder tragische, fast magisch anmutende Bilder von verbrannten belarussischen Dörfern und den vielen Apfelbäumen, deren Äpfel – aussen verkohlt, innen noch ganz heiss – ihnen dennoch schmeckten.

Ihre Auseinandersetzung mit dem Zweiten Weltkrieg führte zu der Beschäftigung mit zwei anderen Kriegen: Afghanistan und Tschernobyl. Denn die Reaktorkatastrophe in Tschernobyl von 1986, so erzählt die Autorin, fühlte sich ebenfalls an wie ein Krieg. Sie betraf ein Gebiet von rund 150'000-Quadratkilometern und somit die Heimat von rund 6 Millionen Einwohnerinnen. 70 Siedlungen wurden evakuiert, 330'000 Menschen verloren ihr Zuhause.

Auch hier ging es um das Erzählen einer zuvor nicht gehörten Geschichte: Sie sammelte über 500 Stimmen allein für das Tschernobyl-Buch und stellte sie dem staatlichen Schweigen über das Unglück entgegen.

Neben den Folgen für die Wirtschaft und die Menschen mit posttraumatischen Belastungsstörungen, erhöhten Suizidraten und Krebserkrankungen bei Kindern interessiert sie sich vor allem für die ökologischen Folgen: Wie über eine unsichtbare Strahlung, eine Kontaminierung schreiben, die sich durch ihre Unsichtbarkeit einer Vergegenwärtigung und Versprachlichung entzieht?

«Ich erinnere mich an diese Grossmutter, die auf dem Boden kniete. Die Tschernobyl-Zone wurde evakuiert. Sie sah mich, eine Frau unter den Militärs, und sagte: «Kindchen, ist etwa gerade Krieg? Warum soll ich mein Zuhause verlassen?» Da habe sie begriffen: «Das ist Krieg. Wir sind noch nicht bereit für ihn und haben ihn noch nicht verstanden.»

Alexijewitsch beschreibt, wie sie in Tschernobyl durch die Strassen und Höfe ging: «Wunderschöne Blumen, Sträucher, Früchte ... Und all das ist der Tod, nur in anderer Erscheinung!»

Das Tschernobyl-Buch, 1997 auf Russisch erschienen, ist zu einem Vorboten heutiger Stimmen über menschengemachte ökologische Krisen zu Zeiten des Klimawandels avanciert.

Fremde Stimmen sammeln

Damals wie heute steht die Auseinandersetzung mit dem Krieg bei Swetlana Alexijewitsch im Mittelpunkt. Das Fenster der politischen Öffnung begann sich in den 1990er-Jahren schnell wieder zu schliessen, was die Autorin in Form eines politisch motivierten Gerichtsprozesses bitter zu spüren bekam. Ihr Buch «Zinkjungen» von 1989 handelte vom Afghanistankrieg zwischen 1979 und 1989, auf den der Zerfall der Sowjetunion zwei Jahre später folgte.

Mit Kamera und Tonbandgerät reiste sie nach Afghanistan, besuchte Soldaten vor Ort, befragte Angehörige der gefallenen Soldaten zu Hause. Es waren ausgerechnet ihre «Schützlinge», also die Menschen, mit denen sie gesprochen hatte, die 1993 gegen sie in Minsk klagten. Das System, das gerade erst liberalisiert worden war, schlug zurück. Die Anklage: Sie habe das Material nicht so eingesetzt, wie die Zeugen das «von einer Journalistin» erwartet hätten; der Vorwurf war, sie hätte Namen geändert und angeblich Zeugenaussagen verfälscht. Tatsächlich hatte sie zum Schutz der Befragten alle Namen mit fiktiven Vor- und Nachnamen ersetzt.

Heute sagt Alexijewitsch: «Stellen Sie sich vor, was passiert wäre, wenn ich deren richtige Namen hingeschrieben hätte. Den Befragten hätten Klagen gedroht.» Stattdessen stand also die Autorin vor Gericht.

Ein Expertenschreiben des belarussischen Schriftstellerverbandes gab ihr allerdings im Zuge des Gerichtsprozesses recht: Bei Dokumentarliteratur dürften Aussagen durch die Autorin gekürzt und montiert werden; Zeiteugenschaft trifft auf Fiktionalisierung, Zeiteuginnen werden zu Protagonistinnen.

Der stetige Balanceakt zwischen dem zitierten fremden Wort und dessen künstlerischer Überformung ist auch für Alexijewitschs heutiges Schreiben charakteristisch. Sie fiktionalisiert reale Menschen und deren Worte nicht nur zu deren Sicherheit. In ihrem letzten Buch «Secondhand-Zeit» verzich-

tet sie in manchen Passagen ganz darauf, zitierte Rede einzelnen Figuren zuzuweisen. So lässt sie die Einzelstimmen in einen mehrstimmigen Chor treten.

Es wird spannend sein zu sehen, wie sie ihre Helden und Heldinnen im neuen Buch präsentieren wird. An der Gefahr für die realen Menschen hat sich nicht viel geändert: Heute wäre es für Menschen aus Belarus besonders gefährlich, würden sie mit ihren wirklichen Namen im Buch auftreten.

Ein Gerichtsprozess ist keine untypische Begleiterscheinung für eine mit dokumentarischem Material arbeitende Literatur. Im Fall von Swetlana Alexijewitsch muss man jedoch davon ausgehen, dass es vor allem ein Versuch war, sie zu diskreditieren. Die damaligen Ereignisse waren böse Vorzeichen der heutigen Hetzerei gegen sie in russischen und belarussischen Staats- und Propagandamedien.

Spätestens seit den 2000er-Jahren spürte Swetlana Alexijewitsch unter dem heutigen Präsidenten Alexander Lukaschenko deutlich den Autoritarismus erstarken. Daher ging sie zu dieser Zeit ein erstes Mal ins Berliner Exil. Es folgten Aufenthalte in Paris und Stockholm, bevor sie 2011 wieder zurück nach Minsk ging. Man konnte damals ein- und ausreisen, es drohte nicht gleich die Festnahme.

Ihr heutiges Exil in Berlin, sagt sie, würde sich vom damaligen Exil grundlegend unterscheiden: «Damals glaubten wir, dass das alles nur vorübergehend ist. Heute glaubt man mit jedem Tag weniger daran.»

Zur Autorin

Philine Bickhardt ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Slavischen Seminar der Universität Zürich. Sie hat Slavistik und Sozialwissenschaften an der Humboldt-Universität zu Berlin, in Sankt Petersburg und in Belgrad studiert, zwei Jahre als Freiwillige bei der russischen Menschenrechtsorganisation Memorial gearbeitet sowie viele Jahre als Webredaktorin bei Novinki.de. Texte von ihr erschienen unter anderem in der FAZ und in der TAZ.

Hinweis: An zwei Stellen haben wir Änderungen vorgenommen. Mit der «Nacht der ermordeten Dichter» meinte Swetlana Alexijewitsch nicht jene im Jahr 1952, sondern die Nacht vom 29. auf den 30. Oktober 1937, in der die sowjetische Geheimpolizei im belarussischen Minsk 132 Menschen ermordete, darunter viele bekannte Persönlichkeiten, Dichter und Schriftsteller. Und Alexander Lukaschenko ist nicht erst 2004 an die Macht gekommen, sondern schon einige Jahre vorher. Wir haben die Stelle leicht umformuliert. Wir bitten um Entschuldigung für die Ungenauigkeiten.